

# "Wir sind zweisprachig innerhalb der einen Sprache."

Autor(en): **Loetscher, Hugo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerdeutsch : Zeitschrift für Sprache in der deutschen Schweiz**

Band (Jahr): **17 (2009)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-961840>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## «Wir sind zweisprachig innerhalb der einen Sprache.»

Hugo Loetscher (1929 – 2009) über seine Spracherfahrungen als Schweizer Schriftsteller und Kosmopolit

**Mit einem denkwürdigen Referat eröffnete Hugo Loetscher im November 2006 eine Tagung zum Thema Dialekt und Hochsprache in der Deutschschweiz. Zu seinem Gedenken greifen wir hier die träftesten Stellen heraus.**

«Es gibt kaum einen Schweizer Schriftsteller oder eine Schweizer Schriftstellerin, die nicht ihre Spracherfahrungen gemacht hätten im Umgang mit deutschen Redaktoren und Lektoren.»

«Um mit einem persönlichen Beispiel aufzuwarten: In meinem Roman *«Der Immune»* findet sich eine Szene, in der der betrunkene Vater nach Hause kommt, unterm Arm trägt er – ja was trägt er? Bei mir das Überkleid, für den deutschen Lektor ein unverständliches Wort. Wie aber lautet der verständliche bzw. richtige Ausdruck? Das Buch erschien im Darmstädter Luchterhand-Verlag, der bekannt war für seine gesellschaftskritischen und soziologischen Publikationen. Man war in diesen sechziger Jahren bestens über den Weltgeist und seine revolutionären Absichten orientiert, aber nicht darüber, was ein Arbeiter zur Arbeit trägt. Einer, der als Student an einer Tankstelle gejobbt hatte, kannte die populäre Bezeichnung «blauer Anton». Ich weigerte mich zu schreiben: «Er trug unterm Arm zusammengerollt den blauen Anton.» Es blieb beim Überkleid. Gegangen wäre auch noch Monteuranzug. Aber sicher nicht «Overall», wie vorgeschlagen wurde. Und zwar einfach deswegen nicht, weil das «Überkleid» aus Jacke und Hose besteht und der Overall nicht. Aber

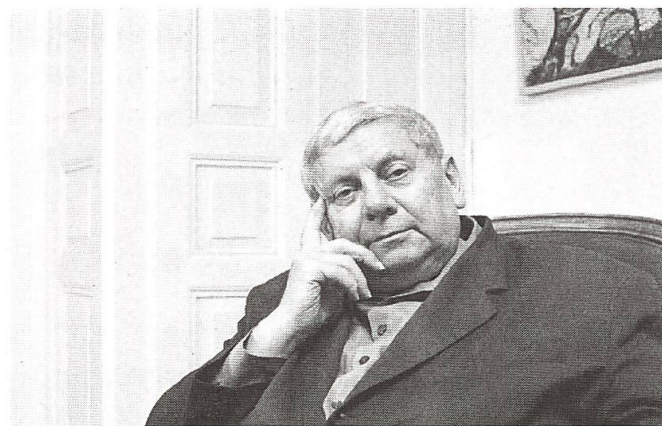


Foto: Copyright © Sabine Dreher

Hugo Loetschers Ansprache ist in *Semikolon 2006*, der Zeitschrift der Schule für Angewandte Linguistik SAL, erschienen. Der Link zur vollständigen Fassung findet sich auf unserer Webseite.

auch aus einem ganz andern Grund nicht: Die Szene spielt in den dreissiger Jahren und da gab es bei uns noch keine Overalls.

Aus dieser Einschränkung lässt sich lernen: es gibt nicht einfach das «richtige Wort» an und für sich, sondern jedes Wort lebt und versteht sich in einem Kontext und erlangt aus ihm seine Authentizität – das gilt für Milieu wie für Historie.»

«In meinem Roman *«Noah. Roman einer Konjunktur»* kommt es zum Moment, da Noah alle Tiere, die er auf der Arche retten will, zusammen hat – ein lärmiger und übel riechender Haufen. Nun gibt es in der Mundart Ausdrücke wie «es hündelet», «es chätzelet», oder «es seichelet», recht anschaulich-riechbare Worte. Dafür gibt es im Hochdeutschen nichts Entsprechendes. Ich sah mich gezwungen, die Sache zu umschreiben: «es riecht nach Hund», «es riecht nach Katz» sticht nicht mehr gleichwertig in die Nase. Ich habe zusätzlich «es böckelt» und «es seichelt» hineingeschmuggelt.»

«Auch mit einem Variantenwörterbuch werden wir nicht beiseiteschaffen, was wir als Helvetismen-Konflikt bezeichnen können, aber es werden dafür neue



«Zweisprachig zu sein innerhalb der eigenen Sprache bedeutet, beide Sprachmöglichkeiten gleichwertig nebeneinander gelten zu lassen.»

und fruchtbare Voraussetzungen geschaffen. Nun ist es ein Konflikt der Tradition hat. Und diese hängt schon mit der Stellung zusammen, die ein Schweizer Autor gegenüber dem Hochdeutschen einnimmt. Dann nämlich, wenn das Hochdeutsche als Fremdsprache empfunden wird. Das hat für mich nie gegolten.

Meine Formel lautet: *Wir sind zweisprachig innerhalb der einen Sprache.*»

«Stil ist eine Frage der Situation. Persönlich gesprochen, in einem Essay werde ich mit aller Wahrscheinlichkeit ohne irgendwelche helvetischen Sprachassoziationen auskommen. Und auch in der erzählenden Prosa, die Brasilien oder Kalifornien als Schauplatz hat, drängt sich die helvetische Herkunft nicht auf. Aber unweigerlich sobald es sich um einen schweizerischen Schauplatz handelt, und das gilt erst recht für das journalistische Arbeiten.

Was hier als schweizerisches bzw. deutschsprachiges Problem angesprochen wurde, geht aber über unseren Kulturraum hinaus.»

«Alles Beispiele dafür, wie die Umgangssprache sich fruchtbar erweisen kann für die geschriebene Sprache, denn die Umgangssprache bildet das Labor. Beispiele auch dafür, wie die Vorstellung einer reinen Standardsprache kaum aufrecht erhalten werden kann. Beispiele, die ausserdem zeigen, dass, was für unseren eigenen Sprachbereich festzuhalten ist, nämlich die Plurizentrik, ein weltweites Phänomen ist, wenn auch unter verschiedenen Vorzeichen.

Dies gilt nicht zuletzt für die schweizerische Sprachsituation. Wir halten gemeinhin fest: wir schreiben nicht in der Sprache, in der wir reden, wir reden

Mundart und schreiben Hochdeutsch. Damit stellt sich auch ein Begriff ein wie «Schriftsprache». Ein fataler, da ein irreführender Begriff. Fatal, weil eine Sprache, die nur geschrieben wird, bald ihre Lebendigkeit verliert. Irreführend, da wir nicht nur Mundart reden, sondern auch Hochdeutsch – in der Universität, bei Gericht, in der Kirche, an Symposien oder sonstwo. Zwar hat das Hochdeutsche in den letzten Jahren Terrain eingebüsst. Wenn von offizieller Seite nun verlangt wird, dass zum Beispiel am Radio vermehrt das Hochdeutsche gepflegt werden soll, wird als kulturpolitisches Argument angeführt, es gelte auf unsere nichtdeutschsprachigen Kompatrioten Rücksicht zu nehmen. Aber das ist nur ein Grund, ein viel prinzipiellerer ergibt sich aus der Tatsache, dass wir kraft des Hochdeutschen an der deutschsprachigen Kultur Europas partizipieren.

Zweisprachig zu sein innerhalb der eigenen Sprache bedeutet, beide Sprachmöglichkeiten gleichwertig nebeneinander gelten zu lassen. Vor allem heisst es, sich vor Ideologisierung zu hüten, wonach etwa die Mundart als die wahre urige Sprache ausgegeben wird, als wäre das Hochdeutsche unserer Geistesgeschichte eine sekundäre Ausdrucksweise. Wir leben notgedrungen in einem sprachlichen Spannungsverhältnis. Dieses gilt es nicht aufzuheben, sondern zu fruktifizieren.»